Von Haus zu Haus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 37

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Rette uns, wer kann!

Wir Frauen sind seltsame Wesen. Das wurde mir wiederum bewusst, als ich während einer Woche Maja Beutler zum neuen Tag sprechen hörte. Die ruhig, überlegt, leicht fasslich Formulierende machte sich Gedanken zu menschlichen Problemen. Dem Verhalten von weiblichen gegenüber männlichen Geschöpfen galten zwei spezielle Betrachtungen.

Maja Beutler erwähnte ihren Französischlehrer Henri, der sie aufs Erwachsenenleben vorbereitet habe. Er prophezeite den Mädchen, dereinst würden sie auf dem Sofarand sitzen und zu ihrem Gatten sagen: «So, nun mach mich glücklich!»

Natürlich hätten die Schülerinnen über diese Vorstellung gelacht, aber jetzt habe es sich an einer Klassenzusammenkunft gezeigt, dass manche Verheiratete tatsächlich die Hände in den Schoss lege, vor sich hin döse und hoffe, der Märchenprinz küsse Dornröschen wach. – Nur sei der Prinz eben keiner; sondern ein Mann mit mehr oder weniger schwer zu ertragenden Eigenheiten. Die Frau leide vielleicht unter einer zu engen Wohnung, habe allgemein nicht bekommen, was sie erträumte, und mache ihren Gefährten für das Versäumte verantwortlich. Maja Beutler schlug vor, wir sollten Eigeninitiative entwickeln, für Bewegung in unserem Dasein sorgen. Die Zeit sei nicht mit Klagen zuzubringen.

Mich beeindruckten diese Worte. Jeden Morgen drehte ich nun gespannt am Radioknopf und unterbrach meine geräuschvollen Verrichtungen im Badezimmer, um mich ganz dem Lauschen zu widmen. Was ich, kaum dem nächtlich Irrealen enteilt, an Wirklichkeit zu hören bekam, traf mein Innerstes:

Berichtet wurde von einem Theaterstück, in dem der Mann zu seiner unzufriedenen Frau sinngemäss sagt: «Ich weiss, was dir fehlt. Ich kann eben keine grossen Reden schwingen. Ich kann nur arbeiten und eine Familie durchbringen.»

Maja Beutler wies auf die Sprache der Stummen hin: Es sei für einen Menschen nicht leicht, zwanzig oder dreissig Jahre lang ausser Hauses den Unterhalt für sich und die Seinen zu verdienen. Durch die stete Anstrengung drücke der Schweigende etwas aus. Es sei an uns Frauen, dem Stillen dafür zu danken.

Mir war's, als trüge ich eine schwere Schuld. Das hatte die Reflektierende kaum beabsichtigt. Aber ich bezog mich ein in den Kreis der Nörgelnden.

Wir Frauen sind eben seltsame Wesen: Rund um zwanzig wünschen sich die meisten von uns einen Partner, eine tragfähige Gemeinschaft, den Haushalt mit Kindern. Viele erlangen, was ihr Herz begehrt, sind jedoch bald nicht mehr glücklich. Anlass zu Leidensgeschichten gibt der egoistische Gatte. Ungeratene Sprösslinge treiben die Mutter zur Verzweiflung. Die Gefangenschaft in Wohnung und Waschküche macht aus der geistig Regen die Ignorantin, deren sich die gebildeten Angehörigen schämen! Das leidige Thema Geld mag die Enttäuschte gar nicht anschneiden; ausser dem Heimchen am Herde ist ohnehin niemand beschränkt genug, ewigen Frondienst zu leisten! Die alleinstehenden Artgenossinnen wissen samt und sonders nicht, wie krass sie das Schicksal bevorzugt hat...

Natürlich haben Ledige keine Ahnung! Sie stehen ihren Mann und beneiden dabei jene, die für ein paar Handreichungen bis an ihr selig Ende Kost und Logis gratis erhalten. Das müsste ihnen passieren! seufzen die Singles, bevor sich ihre Bitterkeit in Angriffe auf die vom Glück scheinbar Begünstigten wandelt.

Aus dem Kampf der Einsamen gegen die Alleingelassenen geht keine Partei als Sieger hervor. Geopfert werden in jedem Fall Toleranz und Menschenwürde. Schuld an allem sei der Mann, das Männliche schlechthin, betonen die Streitenden – und sind wenigstens in einem Punkt gleicher Ansicht. Um den gemeinsamen Feind zu vernichten, finden sie sich sogar zur Solidarität bereit.

Dabei sollten wir Frauen uns schlicht nicht für den Nabel der Welt halten. Eher müssten wir nach den Bedürfnissen der anderen fragen, als unsere eigenen um jeden Preis befriedigen zu wollen. Diese Einsicht vermöchte Frauenwelt und Männergesellschaft zu retten. Und aus zwei sozialen Begriffen einen zu machen.

Primarlehrer gesucht

1981 war's, da nahm das Schweizervolk einen Verfassungsartikel an, nach dem fürderhin Männlein und Weiblein gleichberechtigt sein sollten.

Es trug sich aber zu, dass eine grosse Schweizer Firma in der Aluminiumbranche einen «Primarlehrer für Sierra Leone» suchte. Sierra Leone, das liegt in West-Afrika. Besagter Lehrer muss nicht nur Englisch und Französisch unterrichten können und sich über viele andere Gaben wie musische, sportliche oder handwerkliche Fähigkeiten ausweisen, nein, er muss auch, und das ausdrücklich, verheiratet sein.

Primarlehrer bin ich, Englisch und Französisch kann ich, das mit der Muse und dem Sport geht einigermassen, und das mit dem Handwerk würde ich auch schaffen. Aber ich habe einen entscheidenden Fehler, der kaum gutzumachen ist: Ich bin eine Frau. Eine nette Dame am Telefon (wer denn sonst?) gab mir Auskunft, die Stelle sei leider, leider nur für Männer ausgeschrieben. Ob ich, wie verlangt, verheiratet sei? Ja fast ... Was denn mein Gespons in der afrikanischen Wildnis zu tun gedenke? Die Frau des gesuchten Primarlehrers könne sich immer irgendwie beschäftigen, aber ein Mann ...?

Fragt sich nur, wer nun tatsächlich benachteiligt, nicht gleichberechtigt ist: Mein Partner, der keine Chance hat, sich als afrikanischer Hausmann zu versuchen, oder ich, die ich dummerweise weiblichen Geschlechts zur Welt gekommen bin.

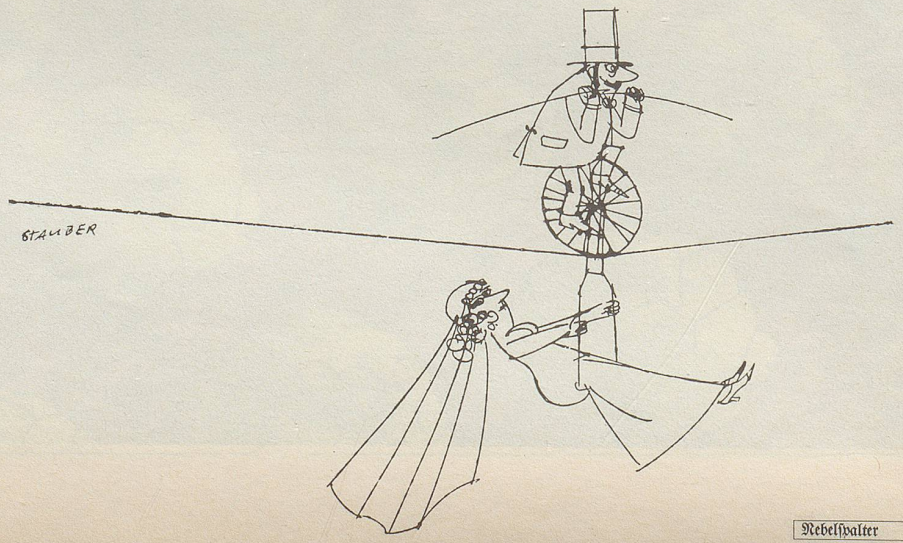
Fazit: Sierra Leone bleibt für uns unerreichbar, und wir werden uns damit abfinden müssen, dass das mit der Gleichberechtigung noch nicht bis in die Chefetagen grosser Alu-Firmen (und anderer Häuser) vorgedrungen ist.

Es lebe ... Ja, was eigentlich?

Pia

Nur für Männer!

Für die Walliser Weinverkäufer ist es allem Anschein nach eindeutig: nur Menschen des männlichen Geschlechts konsumieren feine Walliser Weine, nur *sie* interessieren sich für gewisse Sorten. Weshalb unterscheiden sich Weine im Geschmack, im Bouquet, in der Herbheit oder in der Mundigkeit? Solche Fragen liegen ausserhalb des Bereiches einer Frau ... denkt man unwillkürlich, wenn man bei Provins Prospekte oder eine Broschüre anfordert. Wer mit voll ausge-



schriebenem Namen, aus dem die Frau sofort ersichtlich ist, den Coupon ausfüllt, wird das angeforderte Material wenige Tage später erhalten – selbstverständlich an Herrn ... adressiert.

Nun wird mir klar, weshalb die Walliser Weinbauern nach den Rekordernten der vergangenen Jahre ihre Weinvorräte kaum abbauen können. Wer weiss, ob der in Flaschen und Fässern lagernde Wein nicht rascher gebraucht würde, wenn sich Provins nicht nur an Konsumenten, sondern auch an Konsumentinnen wendete? *Hanni Gerhard*

Mattscheiben-psychologie

Wer kennt sie nicht, die Blackouts, die uns meist jäh überfallen, quasi aus dem Hintergrund, denen zufolge wir Entscheidungen treffen, die sich später immer als total falsch erweisen! Im Leben eines jeden Menschen gibt es Augenblicke, da Vernunft und Klarheit ausgelöscht sind; wir werden zu Opfern eines blinden Flecks. Im Altertum schob man diese Vorgänge mit den üblen Folgen den Göttern zu, die damit den Menschen ärgerten.

Welche Frau hat nicht schon mit Begeisterung ein Kleid gekauft, das ihr, im rechten Licht besehen, wenig schmeichelte? Pannenkleider! Und wer noch nie Öl in die Pfanne goss, auf heiss schaltete, um am plötzlich surrenden Telefon beides zu vergessen, der weiss nichts von den helfenden Göttern – um bei diesen zu bleiben –, wenn man doch noch rechtzeitig den Flammenzauber ersticken konnte, bevor er die Vorhänge mitriss ins Verderben!

Auf besondere Mattscheiben hatte sich einst Tante Elise spezialisiert: Nahezu jedes Jahr wechselte sie die Wohnung, weil sie sich Räumlichkeiten vertraglich zusicherte, die für ihre Bedürfnisse völlig ungeeignet waren. Wenige Tage nach dem Umzug erhob sie Klage gegen sich selbst: «Wo nur stand mir der Kopf, als ich diese furchtbare Wohnung mietete? Wie konnte ich!» – Das ist eben die Frage ...

Freunde, Verwandte und Bekannte haben sofort Erklärungen parat: Man ist voreilig, vergesslich, unkonzentriert, zerstreut, impulsiv. – Gelegentlich schwingen Untertöne mit in Richtung Intelligenzmangel oder nachlassende Geisteskraft. Mag sein, dass die Alltagspsychologie hie und da recht damit hat, im Grunde aber handelt es sich um unfassbare, nicht zu erklärende Schicksalsströmungen, die Mattscheiben produzieren. Davon war auch Tante Elise schliesslich überzeugt, und mit ihr sind es alle, die unter den jäh hereinbrechenden Wegwisch-Mechanismen leiden! Irgend etwas staut den Zustrom klarer Erkenntnis; irgend jemand Unsichtbares macht aus nackten Tatsachen schillernde Erscheinungsformen, die uns faszinieren. Mattscheiben sind Irrlichter, die verführen, um uns danach einsam und hilflos dort stehen zu lassen, wohin zu gehen uns im Normalzustand niemand hätte bewegen können!

Das ist die fatale Seite dieser Grauzone im Gehirn: Man sieht mit fremden Augen, rechnet mit falschen Massstäben, urteilt quer und kombiniert, was normalerweise unvereinbar ist. Die Folgen schicksalhafter Blackouts sind ein mehr oder minder chaotischer seelischer Zustand, zerrüttete Nerven und gereizte Stimmungen, während man mitleidlos einer belächelnden Umwelt ausgeliefert ist. –

Wir sind aber gar nicht schuldig an den Malheurs, die uns hinterrücks getroffen haben. «Man» hat uns genarrt – wer immer das auch sein mag.

Echte Freunde sind solche, die unsere Blackouts respektieren, indem sie uns helfen, unter Tränen und Ärger, letztlich doch zu lachen. Man weiss ja: Wer zuletzt lacht ... Und das sind in diesem Fall ausnahmslos wir selbst.

Ellen Darc

Frische Früchte

Wer je zur Sommerszeit in einem Spital oder Heim weilen muss, dazu Liebhaber von frischen, saisongerechten Früchten ist, der lernt das Staunen: Anstelle des üblichen Desserts hat er sich Früchte gewünscht, die auch auf dem Plateau geliefert werden. Der Patient weiss: Auf dem Früchtemarkt herrscht ein Überangebot an Aprikosen, an Pfirsichen ebenso. – Der Kranke freut sich also auf «seine» Früchte, die sonnengereiften, frischen, saftigen.

Die Ernüchterung folgt beim nächsten Mittagessen, und zwar in Form einer Orange oder Banane, flankiert von drei halbreifen Aprikosen, einem kleinen Pfirsich oder einer harten Birne.

Beim Abendessen geht das Staunen weiter: Das gedachte Beerenkompott oder das Tellerchen frische Früchte hat dem Konservenobst Platz gemacht. Es gibt einen halben, sirupgetränkten Pfirsich oder eine Scheibe Ananas.

Um der Wahrheit willen sei zu gegeben, dass hie und da Apfel- oder Birnenkompott die Konserve zu verdrängen vermag. – Die Häufigkeit entspricht ungefähr den Sonn- und allgemeinen Feiertagen! *Hanni Gerhard*

Marktlücken

Wer bisher eine Wähe backen wollte, war gezwungen, einen Tisch abzuräumen, ihn mit Mehl zu bestäuben, ein Wallholz zu nehmen und den (meist fertig gekauften) Teig auszuwallen. Dank der Findigkeit der Lebensmittelindustrie gehören diese schweren Zeiten der Vergangenheit an: Als «Weltneuheit» gibt es jetzt fertig ausgewallte, runde Teige in verschiedenen Kuchenblechgrössen!

Wenn ich daran denke, welche Perspektiven sich durch diese neueste Erfindung in der Küche eröffnen, wird mir ganz schwindlig. Bisher habe ich geglaubt, das gute, alte Selbstgebackene, Selbsteingefrorene, Selbsteingekochte sei wieder «in», aber – siehe oben! – das war wohl ein Irrtum. Wir befinden uns auf dem Weg, wo uns sogar in der Küche die letzte Handbewegung abgenommen wird. Ich überlege mir krampfhaft, welche Erfindungen uns auf diesem Gebiet noch bevorstehen könnten. Wieso muss man eigentlich die Bohnen immer noch selbst entfädeln und die Kartoffeln eigenhändig schälen? Wo bleibt das geschlagene Eiweiss im Becher?

Nur keine Angst, die Lebensmittelindustrie wird auch diese Marktlücken entdecken!

Ruth Binde

Der Baum vor dem Fenster

Sie lag am Respirator. Seit Jahren. Seit der Kinderlähmung. Kurz nach der Geburt ihres vierten Sohnes war sie erkrankt. Der Mann hatte sich scheiden lassen, um wieder zu heiraten. Er wusste, seine Frau würde das Spital nie mehr verlassen können.

Die Kinder durften ihre kranke Mutter einmal im Monat besuchen. Sie freute sich sehr darauf, sammelte Briefmarken und Schokolade für ihre vier Knaben. Sonst lag sie da, hörte Radio, las, schrieb mit äusserster Anstrengung täglich einen Brief.

Ich war ihre Krankengymnastin, bewegte ihre gelähmten Glieder, massierte sie durch, damit sie sich etwas wohler fühlen sollte. Einmal, in der Mittagspause, bat sie mich, ihr die Fingernägel zu schneiden, und das Gesicht einzucremen. «Die Schwester ist überlastet, ich möchte sie nicht rufen», sagte sie. Und dann: «Der Baum vor dem Fenster. Ich habe ihn gern.» Ich schaute hinaus. Ich hatte den Baum noch nie bemerkt. Erst jetzt sah ich ihn.

Ein Jahr später, ich kam aus dem Ausland zurück, besuchte ich sie. Der Baum war weg. «Er gab zuviel Schatten», sagte sie leise. «Aber ich sehe ihn immer noch.»

Sie habe Werner Bergengruen einen Brief geschrieben, um ihm für seine Bücher zu danken. Eines Tages habe er sie besucht. Er sei an ihrem Bett gestanden und habe gesagt, dass sie ihm Mut mache, weiterzuschreiben, erzählte sie mir. Dann schaute sie aus dem Fenster. Dorthin, wo der Baum gestanden hatte. Sie sagte es fast unhörbar leise, im Zischen des Atemgerätes: «Ich bin zu teuer. Ich koste täglich mehrere hundert Franken. Die Ärzte haben auf der Visite davon gesprochen. Ich lebe zulange. Ich brauche Pflege und das teure Atemgerät. «Aber», sie hauchte es nur, «ich lebe gern, und ich habe immer Angst, eines Tages könnte jemand das Atemgerät einfach abstellen ...»

Da stand ich. Jung, gesund, ohne Sorgen. Lebte ich gern? Tief betroffen fragte ich mich, wer behindert, gefährlicher behindert sei: Sie, ich –, oder gar die Ärzte?

Nicht jede Behinderung ist sichtbar. *Barbara Jung*

Fabelhaft ist Apfelsaft

ovo Urtrüeb

bsunders guet